

XL-Leseprobe

„Alewild“ Mythologischer Roman

© Matthias Sollmann, Hybrid Verlag

1 - Die Nornen

Hinter himmelhoch ragenden Gipfeln aus Eis und Schnee, furchterregenden Schluchten und reißenden Flüssen, jenseits windumtoster Klippen und bodenloser Abgründe, erhebt sich der Weltenbaum, die heilige Esche Yggdrasil. Von wabernden Nebeln umhüllt wölbt sich ihr Wipfel bis hinauf zum Himmelsrund. Seit Anbeginn wurzelt der Eschenstamm, der größte und herrlichste Baum und Bewahrer allen Lebens, fest und unerschütterlich in der Erde. Solange er nicht bebt und nicht wankt, bleibt die Welt bestehen.

In der immergrünen Krone äsen vier Hirsche, die Knospen wie Stunden, Blüten wie Tage und Zweige wie Jahreszeiten verzehren. Tief unten an den Wurzeln nagt der Neiddrache Nídhögg, der leichenschlingende Dämon aus der Unterwelt, und Würmer zerfressen die Faserwurzeln. In dem weit verzweigten Geäst wohnt das Eichhorn Ratatösk und klettert behände an dem Stamm auf und ab. Es überbringt dem Adler, der hoch oben sitzt, und dem Drachen die Worte, die sie hasserfüllt gegeneinander ausstoßen. So sät das Eichhörnchen Nagezahn Zwietracht und verursacht ständig Feindseligkeiten in der Welt.

Unter den Eschenästen, am nie versiegenden Quell, steht der Saal der Schicksalsfrauen. Die älteste und mächtigste ist die erhabene Wurd. Sie steht für das Vergangene, das Gewordene und das Schicksal. Schlachtgierig soll sie sein. Die Norne weiß um das Urgesetz und bewahrt altes Wissen. Ihr zur Seite sitzen die Schwestern Verda, die werdende, die alles überschauende und wägende sowie Skuld, die jüngste der drei, die Schuld zuweist und unerbittlich vollzieht, was beschlossen und festgelegt wurde. Die drei Geschwister bestimmen die Geschicke aller. Die der Menschen, der Riesen und der Götter. Endgültig ist ihr Richterspruch. Keiner kann ihm entgehen.

»Ihr wollt, dass ich wohl künde, was alter Mären ich weiß? Vieles weiß ich, Fernes schau ich, mehr noch will ich sagen.¹ Kennt ihr Frodi, den Friedenskönig der Silinge?«, beginnt Wurd das Gespräch.»Habgierig soll sein Sinn gewesen sein«, antwortet Skuld.

Verda sieht ihre Schwestern fragend an. »Besäß er nicht eine Mühle von besonderer Art?«

Wurd nickt. »Der Grotti hatte die Eigenschaft, das zu mahlen, was der Müller vorsprach. Er bestand aus derartigen schweren Mahlsteinen, dass menschliche Kraft nicht ausreichte, ihn zu drehen. Von einer Seereise brachte Frodi zwei Mägde mit, ohne nach Herkommen und Abstammung zu fragen. Er führte sie sogleich zur Mühle und hieß sie Glück, Frieden und Gold mahlen. Ohne Unterlass mussten sie den Grotti drehen und durften weder ruhen noch rasten.«

»Sing uns das Mühlenlied«, bittet Verda die Schwester.

»Lauscht dem Arbeitsgesang der mahlenden Riesinnen, die den Männerfall herbeizauberten und das Ende der goldenen Friedenszeit bewirkten«, erklärt sich Wurd bereit und trägt mit einer Stimme vor, die wie das Rauschen des Windes über alle Völker weht:

1 Der Seherin Gesicht, Strophe 31, und Die kürzere Seherinnenrede, Strophe 4. Beides in Sammlung Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, Band II, Götter- und Spruchdichtung der Edda, S. 34ff und 45, erschienen 1963 im Eugen Diederichs Verlag, München.

»Kundig der Zukunft sind gekommen
Fenja und Menja zum Fürstenhaus;
als Mägde müssen die starken Mädchen
Frodi dienen, dem Friedleifsson.

Zum Mahlkasten gingen sie,
den grauen Grotti in Gang zu setzen;
zu Ruh und Rast rief der König sie nicht:
Hören wollt er den Hall der Arbeit.

Die Mägde sangen:
»Wir mahlen Macht, wir mahlen Heil,
wir mahlen Gut auf der Glücksmühle.
Sitz im Reichtum, ruh auf Daunen,
erwach zur Wonne, so mahlten wir wohl!«

Matt war der Arm, die Mühle stand;
da sprach Frodi sofort: »So kurz
nur schläft, wie der Kuckuck schweigt.«

Sie sangen und schwangen den schweren Stein,
bis die anderen Mägde alle schliefen.
Es schlief der König und der Kämpen Schar;
da sprach Menja, an der Mühle stehend:

»Dir fehlte, Frodi, Freund der Krieger,
kluge Vorsicht beim Kauf der Mägde:
Du wähltest nach Wuchs und Kraft,
achtetest der Abkunft nicht.

Geboren sind wir aus Bergriesenstamm.
Die Hand soll rasten, ruhen der Stein:
Ich mahlte mein Teil; die Müh muss enden.«

Die riesische Fenja erwiderte:
»Noch will ich der Rechten Ruh nicht gönnen,
bis Frodis Neide genug wir mahlten!

Hände sollen halten
harte Schäfte,
blutige Waffen!

*Wache, Frodi!
Willst du hören unseren Sang
und alte Sagen!<*

*Ein Feuer flammt auf
im Osten der Burg
– Herruferwacht –*

*Der Feinde Schar
zieht schnell heran;
bald ist verbrannt
die Burg des Fürsten.<*

*Größer werdend sangen beide:
›Mächtiger mahlt die Maid meines Vaters,
weil vieler Tapferen Tod sie erschaut:
Vom Gebälk bersten die breiten Stützen,
mit Erz gefestet – mahlen wir fort!<*

*Die Mädchen mahlten mit ungeheurer Kraft,
die Jungfrauen im Jötenzorn.
Die Stangen brachen, die Balken stürzten,
der starke Stein in Stücke sprang.
Es stürzten Fürsten, es stürzten andere,
nicht ruhte der Kampf, bis Frodi fiel.«²*

Nach dem Lied breitet sich Schweigen aus. Die weisen Frauen hören und schauen, sinnen und wägen. Auf hohen Richtersthühlen sitzen sie und weben die Geschicke der Menschen. Glück und Unglück verteilen sie, Gutes und Böses, Leben und Tod. Sie verknüpfen die Schicksalsfäden, verschlingen sie und trennen sie auf. Auf das Lostuch werfen sie die Stäbe, welche die Zukunft weisen. Blutrot heben sich die ins Holz geritzten Runen von dem hellen Linnen ab. Die Schicksalsmächtigen neigen sich nieder und nehmen sie stöhnend auf.

Not künden die Zeichen. Nur wenigen Menschen gewähren sie Tatenruhm, vielen bestimmen sie den Tod. Verstummt sind die Alten Lieder in Midgard, vergessen Satzung und ehrwürdiger Brauch, Gier und Habsucht überall. Aus den Tiefen der Wälder und grundlosen Mooren erheben sich die Mächte der Finsternis. Wer hemmt den rasenden Unhold, wer widersteht seiner Riesenkraft? Windstürme heulen. Kälte dringt ins Land. Der Rabe schreit. Dunkelheit senkt sich über den Erdkreis.

Die Schicksalsfrauen lauschen dem Wehen der Lüfte und dem Rauschen der Flüsse. Wurd erhebt sich als Erste. Sie nimmt das Lostuch auf und wirft es über das Seil, das sich zwischen der Esche und einer Felszinne spannt. Ein Windstoß fährt in das Leinen und wirbelt es hoch. Wie eine lichtumsäumte Wolke schwebt es über Midgard, dem Land der Menschen. Von seinen Bewohnern weiß keiner um diese Himmelserscheinung. Sie glauben, die Riesen hängten Wäsche auf.

2 Das Mühlenlied. Sammlung Thule, Band I, Heldendichtung der Edda, S. 183ff.

2 - Der Überfall

Die Waldbauern Hlód und Bérir folgten der Regel, Holz für Arbeitsgeräte bei abnehmendem und für Kriegshandwerk bei zunehmendem Mond zu schlagen. Als das Himmelsgestirn die Form einer silbernen Sichel annahm, schulterten sie ihre Äxte und stiegen zu dem nahen Bergwald hinauf.

Vor einer Gruppe Haselsträucher hielten sie an. Wie viele anderen galten auch diese Bäume als heilig und durften nicht unnötig verletzt oder umgehauen werden. Die Rache der in ihnen wohnenden Haselfrauen würde nicht lange auf sich warten lassen. Um den Bewohnern Zeit zu geben, sich eine neue Behausung zu suchen, hatte man die Stämmchen im Frühjahr mit dem Beil gekennzeichnet.

Nachdem die Waldmänner die Haselstangen abgeklopft hatten, um sich zu vergewissern, dass keine Geister anwesend waren, begannen sie mit dem Fällen. Schlag folgte auf Schlag, Stange auf Stange fiel, wurde entastet, auf Länge geschnitten und aufgestapelt. Zufrieden betrachteten sie am Abend ihr Werk. Glatt, gerade gewachsen und fest im Holz, weder faul noch wurmig, eigneten sich die armdicken, drei Klafter langen Stämme gut für die Herstellung von Stielen und Schäften. Sie banden sie mit Stricken zusammen und wuchteten sich, soviel jeder tragen konnte, auf die Schulter.

Die Männer waren fest befreundet. Sie kannten sich seit frühester Jugend und verstanden sich ohne viele Worte. Seite an Seite standen ihre Hütten im Dorf und nebeneinander saßen sie beim Trunk auf der Bank.

Bérir, ein untersetzter Mann mit vollem Gesicht, rötlichem Vollbart und lauter Stimme, ging voraus. Er war guter Dinge und pfiß sich ein Lied. Er befand sich in den besten Jahren und schäumte vor Lebenskraft. Das Tragen der Hölzer fiel ihm nicht schwer. Anders sein Begleiter. Hlód keuchte unter der Last und stapfte mit hochrotem Gesicht hinterher. Er war nicht mehr der Jüngste. Bei jedem Schritt sog er die Luft mit einem schneidenden Geräusch ein — als Kind war er unter einen fallenden Baum geraten und litt seitdem unter dem Pfeifen.

Am Waldrand stolperte er, verlor das Gleichgewicht und schlug lang hin. Als er den Freund am Boden sah, zog Bérir die Mundwinkel breit auseinander und stieß kurze, harte Laute aus, die tief aus der Brust kamen. Wer ihn kannte, wusste, dass dies ein Lachen bedeutete. Hlód sah ihn unfreundlich an, rieb sich das schmerzende Knie und setzte sich auf einen Baumstumpf. »Verdammte Wurzel!«, fluchte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Bérir trat einige Schritte vor, stützte sich mit der Hand an einen Baumstamm und ließ die Blicke über das vor ihm liegende Hornbachtal gleiten. Eingebettet in dicht bewaldete Bergrücken führte es, sich wieder und wieder verzweigend, tief in die Hornberge hinein. Durch sumpfige, mit Binsen bewachsene Wiesen schlängelte sich ein schmaler Pfad durch das Tal und kreuzte am Ausgang den Vieh- und Handelsweg, der das Hornbachtal mit Veen verband, der größten Ansiedlung im Land der Venden.

In dem weichgestreuten Licht der Abendsonne schimmerten die Blätter des herbstlichen Talwalds in leuchtenden Farben. An einer Stelle kräuselte sich Rauch. Unter dem dichten Dach der Bäume lag Hornbach, die Siedlung der Waldbauern: einfache Holzhütten, ein kleiner Bach und in der Mitte der Dorfplatz mit der Linde.

Ein Wind kam auf und ließ die Baumwipfel schwanken und rauschen. In der einsetzenden Dämmerung warfen die Wälder tiefe Schatten, die über die Niederungen krochen und sich mit dem aufsteigenden Bodennebel zu einem düsteren Grau vermischten.

»Nebel steigt auf.« Bérir zog die Luft prüfend ein. »Kühl ist es und merkwürdig still.«

Nachdem Hlód keine Anstalten machte, sich zu erheben, zog Bérir ihn am Arm hoch. »Du hast dich lange genug

ausgeruht. Wir müssen weiter. Es wird bald dunkel.« Ein lautes Krächzen ließ ihn herumfahren. Aus dem Wald auf der gegenüberliegenden Seite des Tals flogen Raben auf und fielen in der Nähe des Handelswegs nieder. Vor einem großen Brombeergebüsch versammelten sie sich, liefen unruhig hin und her und äugten immer wieder nach Norden. Bérir kniff die Augen zusammen. Hinter den Dornensträuchern lauerte ein Schatten.

»Dort ist etwas!«, rief er und deutete aufgeregt mit der Hand auf das Gebüsch. »Es duckt sich, als wolle es nicht gesehen werden.«

Hlód hob den Kopf und lauschte. Nachdem er nichts Ungewöhnliches vernommen hatte, bückte er sich, um die Hölzer aufzusammeln.

Bérir drehte ihn an der Schulter herum. »Bei den Dornen! Siehst du es nicht?« Er hatte, ohne es zu wollen, die Stimme gesenkt.

»Es wird ein Bär oder großer Hirsch sein.« Auch Hlóds Worte klangen gedämpft.

Gebannt starteten sie auf die Brombeerhecke. Etwas, das von dem Schatten auszugehen schien, lähmte sie. Keiner vermochte den Fuß zu heben oder sich zu bewegen. Eine Warnung und zugleich Drohung drang zu ihnen herauf und legte sich ihnen lastend auf die Brust. Auf dem Weg tauchten Reiter auf. Sie kamen im scharfen Trab aus nördlicher Richtung. Als sie das Dornengebüsch erreichten, stoben die Vögel auf. Hinter dem Busch wuchs der Schatten zu riesiger Größe an und stürzte sich auf die Reiter. Die heulenden Laute, die er ausstieß, fuhren den Waldmännern schmerzhaft in die Ohren. Sie hörten gellende Schreie, angstvolles Pferdewiehern und sahen durch die Luft wirbelnde Körper, bis ihnen der Staub die Sicht nahm. Kurz darauf ertönte ein wilder, siegesfreudiger Aufschrei. Die Schattengestalt richtete sich auf und verschwand rasch zwischen den Bäumen.

Die Starre der Männer löste sich nur langsam. Sie ließen das Holz zurück und liefen den Hang hinunter. Ein übler Geruch drang ihnen entgegen. In weitem Umfeld waren Büsche und Gräser verwelkt. Ihren Augen bot sich ein Bild des Grauens: Zerfetzte Pferdeleiber und dazwischen das, was von den sechs Reitern übriggeblieben war. Einigen fehlten die Gliedmaßen, anderen standen die blanken Rippen aus dem Leib. Unzählige Raben hockten auf den Toten und rissen ihnen das Fleisch in großen Stücken heraus. Über den Weg verstreut lagen goldener Haarschmuck und durchwühlte Packtaschen.

Die Holzfäller vertrieben die Vögel und sahen sich genauer um. Die Reiter waren im Gegensatz zu den derben Waldleuten von zierlichem Wuchs. Obwohl übel zugerichtet, erkannte man noch ihre frühere Schönheit. Die feinen Gesichtszüge drückten eine Anmut aus, die ihnen selbst der Tod nicht nehmen konnte. Sie mussten von weit herkommen, denn ihre Art, sich zu kleiden, war den Waldleuten unbekannt. Die Gewänder bestanden aus einem leichten, fast durchsichtigen Stoff, der mit Rosen bestickt war. Auffällig war ihre Haartracht. Die hellgelb schimmernden Locken waren an der Seite zu einem Knoten geschlungen.

Als Bérir eine der Waffen, die noch in den Scheiden steckten, an sich nehmen wollte, hörte er ein schwaches Stöhnen. »Die ... Die Nachricht von König Éigel ...« Sterbend deutete der Reiter auf das neben ihm liegende Holzstück.

Der Tod bedeutete für die Waldbauern nichts Ungewöhnliches, aber was hier geschehen war, rief blankes Entsetzen hervor. Einen solchen furchtbaren Gewaltausbruch hatten sie noch nicht erlebt. Die ahnungslosen Reiter waren aus dem Hinterhalt überfallen und, bevor sie sich wehren konnten, in einem Anflug von Raserei gemordet worden. Ihre Pferde wurden nicht nur getötet, sondern mit unglaublicher Rohheit zerfleischt. Es sah aus, als ob die unheimliche Schattengestalt wie im Bluttausch gewütet und die blutige Tat aus sinnloser, blinder Begierde zu töten verübt hatte.

Bérir sah sich nach seinem Gefährten um. Mit hochgezogenen Schultern und an die Brust gepressten Armen kauerte dieser auf dem Boden und starrte mit vor Schrecken geweiteten Augen vor sich hin. Vom Waldrand

drang ein langgezogenes Heulen herüber. Wölfe! Geduckt liefen sie über die Wiese und näherten sich in großen Sprüngen. In stummem Einverständnis hoben die Waldleute das Holzstück, den Haarschmuck und zwei Schwerter auf und flüchteten ins nahe Hornbachtal. An die am Hang zurückgelassenen Haselstangen dachten sie nicht.

Erst als sie ein gutes Stück entfernt waren, wagte Bérir den Blick zurück. Die Wölfe waren ihnen nicht gefolgt, sondern machten sich über die Toten her. Der Waldbauer atmete auf und schaute dorthin, wo die Schattengestalt verschwunden war. Reglos standen die Bäume, als ob nichts geschehen wäre.

Mit Grausen dachte er an das, was man sich von den unholden Bewohnern der Wälder erzählte. Im Schatten großer Bäume verbargen sie sich oder lauerten geduckt im Unterholz. Sie konnten unsichtbar bleiben oder in vielerlei Gestalt auftreten. Entweder liefen sie baumgroß über die Berge und rüttelten an den Baumwipfeln oder sie krochen, sich klein machend, dicht über den Boden. Manche fuhren mit lautem Brausen durch die Luft, dass man es weithin hörte. Andere hielten sich versteckt, um überraschend hervor zu fahren. Wehe dem Pilz- oder Reisisammler, der ihnen zu nahekam oder sich zu weit in den Wald wagte. Er wurde gepackt, geschüttelt und mit Ästen geschlagen oder in die Tiefen des Waldes verschleppt. Irgendetwas musste die Waldgeister aufgebracht haben, dass sie ihre Wohnsitze verlassen hatten und mit dieser unbeschreiblichen Wut über die Reiter hergefallen waren.

Bérir wandte sich dem Freund zu und deutete auf einen der mitgenommenen Haarreife aus gediegenem Gold. »Hunger müssen wir ab jetzt nicht mehr leiden!«, stellte er fest.

Hlóds Gesicht verzog sich zu einem schiefen Grinsen. Ab jetzt waren sie wohlhabend, und das bedeutete ihnen viel, denn nicht immer hatten sie satt zu essen. Während sie zu ihrem Dorf zurückkehrten, träumten sie von dem unverhofften Reichtum und malten sich aus, was sie sich zuerst anschaffen würden.

Die Freude währte nicht lange. Habgier kam auf. Sie begannen, sich ihre Schätze zu neiden. Jeder wollte mehr als der andere besitzen. Sie beschlossen die sofortige Teilung und versteckten ihren Anteil an verschiedenen Orten, auf dass keiner dem anderen etwas wegnähme.

3 - Das Thulbatal

Obwohl Hlód und Bérir in Hornbach sofort und in aller Ausführlichkeit von dem Überfall berichteten, glaubte man ihnen nicht. Sie waren bekannt dafür, gerne den Becher zu heben und später verrückte Geschichten zu erzählen. Auch gab es keine Beweise. Als man am nächsten Tag einige Burschen zu dem Brombeergebüsch schickte, fanden sie weder die Leichen der Reiter noch die Überreste der Pferde. Den mitgenommenen Schmuck und die Schwerter verheimlichten die beiden Holzfäller. Sie wollten sie später auf dem Markt in Veen gegen Rinder und Schafe eintauschen.

Während man in Hornbach der Geschichte von dem Schattenwesen nicht weiter nachging, kündigte sich auf der anderen Seite der Hornberge weiteres Unheil an. Im Unterschied zu den weiten Tälern im Westen fielen die Berge im Osten schroff ab. Im raschen Lauf sprang Wasser von den rauen Höhen, schoss sprühend und schäumend durch Schluchten und zerklüftete Felsen und erzwang sich in einem Bett voller Steine den Weg in die Tiefe. Im Talgrund vereinigte es sich mit der Thulba. Dieses kleine Flüsschen entsprang einem Moorsee am Ende des Tals und teilte es in zwei Hälften. Diesseits lag der von Menschen bewohnte Teil mit dem Dörfchen Endel, jenseits der Dunkelwald, der sich endlos nach Osten erstreckte. Die meiste Zeit standen seine großen Bäume still, doch wenn es wehte und stürmte, schienen die Wipfel gleich den Wogen eines Meeres gegen das Thulbatal anzubranden.

Bevor die Thulba das Tal verließ, stauten sich ihre Wasser in einem sumpfigen Bruchwald, dem Wildenloh. Aus Tümpeln und Pfuhlen ragten abgestorbene Weiden und Schwarzerlen ohne Lebenskraft hervor und verliehen dem Ort ein gespenstisches Aussehen. Das von Seen und Tümpeln durchzogene Tannenseemoor im Norden, die Sumpfwaldung im Süden und in der Mitte das Dorf Endel mit seinen Feldern, Wiesen und Weiden — das war das Thulbatal.

Es besaß zwei Zugänge, beide gleichermaßen beschwerlich wie anstrengend. Der eine — wohl ein alter Handelspfad, auf dem die Güter einst mit Ochsespannen befördert wurden — nahm seinen Anfang in Veen, dem größten Handelsplatz im Land der Venden, und führte in nordöstlicher Richtung durch steppenartiges Heideland zu den Hornbergen. Stets der Thulba folgend und diese über Brücken und wackelige Stege immer wieder kreuzend wand er sich an Berghängen entlang bis zum Wildenloh.

Den zweiten Zugang bildete ein schmaler, holperiger Gebirgssteig im Nordwesten, der überwiegend aus Steinen und Wurzeln bestand und gerade Platz für einen Pferdewagen bot. Von Hornbach aus stieg er zunächst zu einem das ganze Jahr über verschneiten Pass empor. Von da aus ging es in beständigem bergauf und bergab bis zum Thulbatal. Der Abstieg nach Endel erfolgte durch ein dichtes Nadelgehölz steil nach unten. Wie ein von Riesenhand in wildem Spiel aufgeworfenes Bollwerk schützten die Hornberge das Tal, schnitten es aber auch von der übrigen Welt ab. Kaum jemand verirrte sich in diese abgelegene Gegend, und ihre Bewohner wiederum sahen selten die Notwendigkeit, sie zu verlassen.

Ein Stück oberhalb des Dorfes watete ein Mädchen am späten Nachmittag barfuß durch die seichten Stellen der Thulba. Immer wieder bückte es sich und tastete die Höhlen der Uferböschung ab. Gelegentlich schnellten seine Hände hoch und warfen einen zappelnden Flusskreb in den umgehängten Weidenkorb. Lýnn war guter Dinge. Die alte Únn, mit der sie auf einer Insel im Tannenmoorsee lebte, würde sich freuen. Der Fang brachte eine Abwechslung in die kargen Mahlzeiten aus Körnerbrei und Dinkelsuppe. Als der Korb nahezu gefüllt war, richtete sie sich auf, dehnte den Rücken und ruhte auf einem Uferstein aus.

Mit dem Zipfel eines lose umgeworfenen Tuchs wischte sie sich über die Stirn. Sie strich das schwarze Haar nach hinten, bis es lang und glatt über die Schultern fiel. Lýnn war sechzehn Winter alt, schlank gewachsen und besaß ein schmales Gesicht, in dessen Zügen etwas Verträumtes lag, das durch große, dunkle Augen verstärkt wurde. Um den Hals hing das Beinlein, ein wie zwei Halbmonde gestalteter Knochen aus dem Brustbein eines Hirsches, das sie vor Gefahren schützen sollte. Um die Füße hatte sie buntbemalte Ketten aus Vogelknochenperlen gewunden, die bei jedem Schritt leise klirrten.

Die Suche nach Krebsen hatte sie weit das Tal hinuntergeführt bis zu einer Stelle, an der die Bäume des Dunkelwalds dicht am Ufer standen und das Astwerk weit über den Fluss wölbten. In dem dämmerigen Licht des sich neigenden Tages bemerkte sie eine leichte Bewegung im Unterholz. Sie schüttelte den Kopf. Wie jeder im Tal wusste, war die Waldung auf der anderen Seite leer und ohne Leben. Sie rieb sich die Augen. Als sie noch einmal zu den Bäumen schaute, glaubte sie, dass sich die Wurzeln streckten und durch das Wasser auf sie zuzukriechen begannen. Sie stand auf und wandte sich zum Gehen, blieb jedoch schon nach wenigen Schritten stehen. Sie befand sich in der Nähe des Wolfsschlunds. Der Fels ragte aus einem einer knorrigen Baumwurzel ähnelnden Bergrücken wie ein schroffer Auswuchs hervor. Er besaß die Form eines Wolfsschädels und dort, wo sich das Maul befinden musste, gähnte ein dunkles Loch.

Das graue, verwitterte Gestein wurde von den Talbewohnern gemieden. Kamen sie in seine Nähe, wurden die Pferde unruhig und weigerten sich, weiterzulaufen, sodass die Bauern umkehren oder lange Umwege in Kauf nehmen mussten.

Lýnn überlief ein leichter Schauer. Beides, der Fels und der Wald, waren ihr nicht geheuer. Ohne recht zu wissen warum, erhob sie sich und machte sich eilends auf den Heimweg.

Das Thulbatal endete in einem von dichtem Wald und Bergen eingeschlossenen Talkessel, den ein weitläufiges, unwegsames Sumpfgelände ausfüllte. Es erstreckte sich von den steil abfallenden Hängen der Hornberge bis zum Dunkelwald. Das Moor war von hohen Binsen und einem dichten Schilfgürtel umgeben. Wenn der Wind durch die Halme fuhr, schimmerte das dunkelbraune Wasser eines großen Sees. Bis auf eine bewaldete Insel in seiner Mitte gab es kein festes Land. Auf ihr lebten Únn und Lýnn in einer einfachen Holzhütte, die hinter dem hohen Buschwerk kaum zu sehen war.

Lýnn hatte mittlerweile den See erreicht und blieb schwer atmend unter den Ästen eines Ahorns stehen. Der Baum war von sonderbarem Wuchs. Dreistämmig reckte er sich empor und besaß Öffnungen, durch die man hinein- und hinausgehen konnte. Die einzelnen Teile waren ineinander verwachsen und bildeten oberhalb wiederum einen einzigen Stamm.

Von der Alten wusste das Mädchen, dass der Baum einst eine besondere Bedeutung besaß. Unter seinen Ästen hatte man den Göttern geopfert und das Fell, das Gehörn und die Tierknochen in einem nahen Hain aufbewahrt, wo sie blieben, bis sie durch Regen aufgelöst in Stücke zerfielen. Jetzt war der Ahorn tot. Warnend streckte er seine abgestorbenen Äste aus. Gefahr drohte dem, der weiterging. Sie lief ein Stück weit am Seeufer entlang. Nach einigen Schritten begann der Untergrund trügerisch zu schwanken. Zwischen mannshohen Schilfhalmen und wucherndem Farn schwappte mooriges Wasser. Verlassenheit und Dunst, der nach verfaulten Pflanzen roch, hingen in der Luft und kündigten das Moor an. Kein Windhauch wehte, keine Vogelstimme ertönte und selbst das Zirpen der Grille war verstummt. Es schien, als hätte die Natur den Atem angehalten.

Auf einem geheimen Pfad, den nur sie, Únn und ihre Freundin Alewild aus Endel kannten, betrat Lýnn das Moor. Sie raffte ihr Kleid und setzte den Fuß vorsichtig in das verschlungene Geflecht von Wurzeln, Binsen und Sumpfpflanzen. Das Wasser reichte ihr bis zu den Knöcheln, an einigen Stellen fast bis zum Knie. Trotz seiner dunklen Farbe war es sauber und angenehm frisch. Nicht ratsam war es, vom Weg abzukommen. Ein falscher

Schritt, und es könnte der letzte gewesen sein. Das, was das Moor einmal besaß, gab es nicht wieder her. Auch sollte sich im Schilf ein Nebelweiblein verbergen. Es spannte die Nebelschleier wie ein Netz auf, um den Wanderer einzufangen und zu verschlingen. Bei klarer Luft saß es nicht zwischen den Stängeln. Dann sah man in der Ferne leichten Rauch aufsteigen. Dort kochte es sein Mahl und besserte das zerrissene Fangnetz aus. Lynn musste sich sputen, denn nur am Tag war sie vor dem menschenverschlingenden Geist sicher.

Als sie wieder festen Boden unter den Füßen spürte, kniete sie nieder, sprach mit den Pflanzen und berührte die Erde mit den Händen, wie sie es von Únn gelernt hatte. Auf ihrer Insel fühlte sie sich sicher und geborgen. Sie liebte die Abgeschiedenheit dieses Ortes, an dem sie ungestört verweilen, ihren Gedanken nachhängen und von einem besseren Leben träumen konnte.

Vor ihr ließen sich zwei gelbe Falter auf den schalenförmigen Blüten einer Seerose nieder. Als eine Libelle heransurrte, stiegen sie auf und verschwanden, sich gegenseitig umkreisend, hinter den Schilfhalmen. Während Lynn ihnen nachsah, fiel ihr Blick wie zufällig auf den Dunkelwald auf der anderen Seite des Tannenmoorsees. Zwischen den großen, dicht stehenden Stämmen hatte sich etwas geregt. Sicher war sie sich nicht. Vielleicht hatte auch das Spiel des Windes die Zweige bewegt?

Mit einem Mal empfand sie eine merkwürdige Kälte auf der Haut und zog fröstelnd das Tuch über die Schultern. In diesem Augenblick vernahm sie die Stimme der Alten. Seit sie denken konnte, lebte sie mit ihr am Moor. Ihre Eltern hatte sie nie kennengelernt. Von Únn hatte sie erfahren, dass ihr Vater sie nach der Geburt verstoßen hatte. Die Alte hatte sich um sie wie um eine eigene Tochter gekümmert, sie großgezogen und ihr vielerlei Kenntnisse und Fertigkeiten auf dem Gebiet der Pflanzen- und Heilkunde beigebracht. Sie unterwies das Mädchen auch in der Runenkunde und erklärte ihr die Bedeutung einiger Schriftzeichen, von denen sie annahm, dass ihre Anwendung ungefährlich sei. Lynn war eine fleißige Schülerin und aus Dankbarkeit bestrebt, der Alten in allem zur Hand zu gehen.

Únn war alt, sehr alt sogar und die Zeit hatte ihre Gestalt krumm gebogen. Die Haut hing faltig und schlaff am Gesicht herunter und war ebenso wie an Hals und Händen von unzähligen Runzeln bedeckt. Die Augen, die tief in den Höhlen lagen, schimmerten milchig trüb und nur dann, wenn sie von früheren Zeiten sprach, begannen sie, sich zu beleben. Ihre Stimme war brüchig und klang, als redete sie mit den Knochen. Stets schlurfte sie in demselben, abgetragenen Gewand umher, aus dem die Arme und der spindeldürre Hals knöchern hervorrugten. Über den Kopf hatte sie eine Mütze aus Katzenfell gestülpt, die sie nie absetzte, um den fast haarlosen Schädel zu verbergen.

Woher sie kam, wussten nicht einmal die ältesten Bewohner des Tals. Einige meinten, sie stamme aus einem fernen nördlichen Land, andere, sie sei aus dem Süden gekommen. Überwiegend war man der Ansicht, sie habe schon immer am Tannenmoor gelebt. Sie wurde Moorwurzel genannt, weil sie aus den nur bei Vollmond wachsenden Moorblumen, die am Tage wieder verschwanden, Salben zur Wundpflege und Linderung von Schmerzen herstellen konnte. Ihre Hände besaßen heilende Kräfte. Aber erst bei Dunkelheit erreichte sie ihre außergewöhnliche Stärke. Erkrankte ein Mensch oder Tier im Tal, wurde sie gerufen. Sie murmelte ihre Heilprüche bei Unfällen ebenso wie bei Krankheit. In schweren Fällen griff sie zu einem silbernen Hammer und fuhr damit segnend über die wunde Stelle.

Únn besaß ein feines Gespür für das, was anders war als es schien, und sah Dinge, die andere nicht wahrnahmen. Sie hatte das Tal und die ganze Umgebung eingehend erforscht. Da waren das nebelverhangene Tannenmoor, die steilen Wälder der Hornberge und auf der anderen Seite der Dunkelwald. In Sumpf und Wald, das wusste sie, saßen die Geister. Sie bevorzugten einsame, abgelegene Orte. Ungewöhnliche Bewegungen im Schilf, wallender Nebel über den Wiesen und Seen, verdrehte Äste oder welke Blätter deuteten auf sie hin. Mit

Hilfe einiger Runen, deren Kenntnis sie einer Seherin verdankte, hatte sie die Plätze, an denen sie umgingen, ausfindig gemacht. Einmal, nach dem Verzehr berausender Pilze, hatte sie sogar gemeint, ihre Schatten im fahlen Mondlicht tanzen zu sehen. Nebelschleier waren über den feuchten Wiesen aufgestiegen und zu dem düsteren Wald hinübergezogen. Zwar hatte sie die Geister noch nie aus der Nähe gesehen, war aber fest davon überzeugt, dass es sie gab. Da sie wusste, wo sie sich aufhielten, konnte sie ihnen aus dem Weg gehen und so ihrem schadenbringenden Tun entgehen. Doch ihre Geistersichtigkeit kam bei den Bauern im Dorf nicht gut an. Deshalb bewahrte sie Stillschweigen und hütete sich, über ihre Fähigkeit zu sprechen.

Lýnn war froh, ihre Insel noch vor Untergang der Sonne erreicht zu haben, denn bei Dunkelheit musste sie das Nebelweiblein fürchten. Ihre Hütte stand inmitten eines von der Moorwurzel angelegten, halb verwilderten Kräutergarten. Das Dach war mit Schilf und Rindenstücken gedeckt, zwischen denen Gräser und kleinere Sträucher wuchsen, und neigte sich an den Rändern so tief herab, dass seine Enden fast die Blumen berührten, die Únn mit viel Liebe um das Haus gepflanzt hatte. An einigen Stellen war es geflickt. Rauch quoll durch die Ritzen und verbreitete den beißenden Qualm von ungenügend getrocknetem Torf. Die windschiefen Wände bestanden aus rohen, ausgebleichen Tannenstämmchen und hatten sich im Lauf der Zeit gekrümmt und verzogen. Die Löcher, von denen es nicht wenige gab, waren mit Laub und Moos nur notdürftig zugestopft worden, sodass der Wind bei stürmischem Wetter durch die Ritzen pfiß. Fenster fehlten. Der Eingang war eng und von geringer Höhe. An der Tür hing ein Besen mit dem Reisig nach oben, um böse Geister abzuhalten.

Das dämmerige Innere bestand aus einem einzigen Raum, von dessen Decke getrocknete Pilze, Wurzelknollen sowie Kräuterbündel aller Art herabhingen. Bloße, festgetretene Erde bildete den Fußboden. In der Mitte glomm ein Feuer in einer fußtiefen, mit Steinen ausgelegten Grube. Den Hausaltar hatte Únn in der nördlichen Ecke eingerichtet. Griffbereit lag dort, eingeschlagen in ein sauberes Tuch, ihr silberner Hammer. Auf einer Holzborte, die in Kopfhöhe über den beiden Schlafstätten aus Stroh angebracht war, reihten sich Salbentöpfe, Schüsselchen und Näpfe aus Ton. Das Salzfass an der Rückwand, daneben eine langstielige Pfanne, Tisch, Truhe und zwei Holzschemel bildeten die übrige Einrichtung.

Die Alte hatte bereits des Öfteren nach dem Mädchen Ausschau gehalten. »Wo hast du so lange gesteckt?«, begrüßte sie es ungeduldig.

»Ich war Krebse fangen am Fluss«, antwortete Lýnn und setzte den Weidenkorb ab.

»Du weißt, dass es verboten ist, die Thulba zu überqueren?«, erinnerte Únn sie an das Gesetz im Tal.

Lýnn senkte schuld bewusst den Kopf. »Ich entfernte mich nicht weit vom Ufer«, sagte sie leise.

»Im Dorf erwartet man uns«, fuhr die Moorwurzel fort.

»Ich mag die Bauern nicht. Sie sind grob, laut und starren mich unentwegt an. Sie meinen, wegen meiner schwarzen Haare gehöre ich nicht hierher.«

»Eine Kuh liegt im Stall und steht nicht mehr auf.«

»Es wird bald dunkel«, wandte das Mädchen ein.

»Wie du weißt, ist das meine Zeit.« Als Únn das verängstigte Gesicht des Mädchens sah, fügte sie rasch hinzu: »Nachts werden sie lebendig und verlassen ihre nasskalten, finsternen Behausungen. Ich kenne die Stellen, an denen die Geister umgehen, und werde darauf achten, dass dir nichts geschieht.« Mit diesen Worten schlurfte sie in die Hütte, packte Kräuter, Salben und den Silberhammer in ein Tuch und warf den nachtblauen Umhang über.

Mit Einbruch der Nacht erreichten sie den Bauernhof in Endel. Die Kuh lag mit aufgeblähtem Bauch auf dem Stroh, streckte die Zunge heraus und kaute nicht wieder. Sie hatte zu viel frischen Klee gefressen und drohte zu ersticken. Únn drehte ein mehrere Finger starkes Seil aus Roggenstroh, schob es ihr quer ins Maul und band es

hinter den Hörnern fest. Das Tier wurde gezwungen, fortwährend den Strick zu kauen, und allmählich entwich die schlechte Luft dem Magen.

Der Bauer entlohnte die Moorwurzel mit Eiern und Speck und lud sie zu einem Gastmahl ein. Er war froh, dass die Kuh wieder stand, denn sie stellte seinen einzigen Besitz dar. Als Únn satt war und getrunken hatte, forderte sie den Bauern auf, den Göttern mit einem Geschenk zu danken. Abwehrend hob dieser die Hände.

»Zum Erntefest erhalten sie bereits mehr als genug.«

»Früher erwies man ihnen größere Ehre!«, schimpfte die Moorwurzel. Als sie noch dazu anfing, von den alten Zeiten zu sprechen, bekam der Bauer einen dicken Hals und hieß sie schweigen. Die viele und harte Arbeit ließ ihm keine Zeit, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Das brachte die Alte erst recht auf. Als sie zu fluchen begann und ihm Gottlosigkeit vorwarf, jagte er sie vom Hof.

4 - Únns Vorahnungen

Im Schein einer Kienfackel traten Únn und Lýnn den Rückweg an. Durch heftiges Schwenken entfachten sie ein helles Licht, das weithin leuchtete und die Geister abhielt. Sie umgingen die Orte, an denen sie diese vermuteten, und gelangten ohne Zwischenfälle zu ihrer Insel. Von dem Nebelweiblein war außer einigen verdächtig schwankenden Schilfhalmen nichts zu sehen gewesen. Das Feuer in der Hütte war niedergebrannt und die Stube voller Rauch. Als die Alte hustend das Haus verließ, fiel sie über den Korb mit den Flusskrebsen, den Lýnn vor der Tür stehen gelassen hatte. Schimpfend kam sie hoch und setzte sich auf die Bank. »Ich werde alt ...«, grummelte sie, »... und bin nicht mehr sicher auf den Beinen.«

Das Mädchen stellte ein Windlicht auf und sagte mit der ihr eigenen, leicht singenden Stimme: »Das ist heute kein guter Tag für dich. Schon in der Nacht hast du dich unruhig hin- und hergeworfen.«

»Der Nachtmahr hat mich besucht und mir den Atem genommen.«

»Wer war bei dir?«

»Der Alp, ein quälender Nachtgeist. Deutlich konnte ich seine breiten Geißfüße, den großen, schweren Kopf und die boshaften Augen sehen.«

Lýnn erinnerte sich an die langen Winterabende, an denen der Schnee bis zum Dachrand lag und der Sturm windkalt um die Hütte heulte. Sie hatten mit einer Decke über den Schultern am Feuer gesessen und von den heimlichen und unheimlichen Bewohnern des Tals gesprochen. Man sah sie so gut wie nie, dennoch waren sie allgegenwärtig.

»Von dem Mahr hast du mir bisher nichts erzählt«, sagte Lynn und setzte sich zu der Alten auf die Bank. In ihrer Stimme schwang ein leichter Vorwurf.

»Von den Wesen, die in den Bäumen wohnen, hast du bereits gehört«, antwortete die Alte.

»Ich weiß. Die Äste bilden ihre Arme, der Wipfel das Haupt und die Wurzeln die Füße. Wenn der Wind weht, kann man erkennen, wie sie sich bewegen. Der graue Baumbart stellt die langen Haare und großen, herabhängenden Brüste der Waldweiber dar. Mich gruselt bereits, wenn ich an das Aussehen denke, aber mehr noch fürchte ich ihre Begegnung.«

»Du brauchst keine Angst zu haben, denn die Baumgeister bleiben gern an Ort und Stelle und verlassen selten ihr Haus. Die meisten sind alt – sehr viel älter als die Menschen – und nicht gut zu Fuß. Vornehmlich sitzen sie in den krumm gewachsenen Stämmen oder großen Sträuchern, manchmal auch unterhalb der Rinde, aber nie unter den Wurzeln.« Die Alte winkte das Mädchen näher heran. »Ich verrate dir ein Geheimnis. Wenn du durch die linke Armbeuge rückwärts schaust, erkennst du ihre runzligen Gesichter in den Baumstämmen. Ihre Gestalt ist unterschiedlich, je nachdem, in welchem Baum sie sitzen. Moosgrün und runzlig ist ihre Haut sowie verschrumpelt und voller Narben. Von der verwitterten Borke alter Bäume sind sie nur schwer zu unterscheiden.«

Lýnn griff nach Únns Hand.

»Es soll Holzfräulein geben,« fuhr die Moorwurzel fort, »die in hohlen Bäumen oder Laubhütten wohnen. Sie spinnen aus Moos feines Garn und winden es um die Äste. Dort hängt es gleich einem Seil von Baum zu Baum. Wer es findet, abwickelt und aufbewahrt, dem bringt es Glück und Segen.«³ Únn kicherte leise in sich hinein, wurde aber schnell wieder ernst. »Behandle die Wesen, die ihren Sitz in den Bäumen haben, stets mit Achtung

und Ehrerbietung. Sie fügen dir kein Leid zu, wenn du ihre Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten kennst und beachtest. Zerstörst du allerdings ohne Not oder gar mutwillig ihre Wohnung, erfährst du rasch ihren Zorn. Sie schlagen dich mit den Ästen, verschleppen dich in den Wald oder zerquetschen dich mit ihrer ungeheuren Kraft. Es heißt, dass sie auch kleine Kinder rauben. Man hat die Armen schon grüنگekleidet in ihrer Gesellschaft gesehen.«

Die Moorwurzel rückte dicht an Lýnn heran. »Geister wohnen nicht nur in den Bäumen, sondern finden sich überall im Tal. Sie geistern am Wiesenrand wie auf den Erntefeldern. Die Windfurchen im Getreide sind die Spuren der Kornmuhme. Selbst im Dachstuhl der Bauernhäuser hat man sie schon poltern, rumpeln oder laut klopfen gehört. Den warmen Platz am Herd oder eine gefüllte Vorratskammer lieben sie am meisten. Oft sitzen sie in den nahe am Haus stehenden Bäumen, von denen dann kein Ast abgebrochen werden darf. Willst du dich gut mit ihnen stellen, lass bei der Ernte stets einige Halme stehen und sammle Früchte, ohne die Zweige zu brechen. Schlägst du Holz für das Herdfeuer, gib ihnen Zeit, sich ein neues Zuhause zu suchen.« Únn wand den blauen Umhang enger um die Schultern, denn mittlerweile war es kühl geworden. »Meist trifft man die Feld- und Hausgeister in Tiergestalt an«, fuhr sie fort. »Sie können sich auch in Menschen verwandeln, sodass man nie weiß, mit wem man es zu tun hat. Einmal, es war im Winter, habe ich ihre Spuren im Schnee gefunden. Der linke Abdruck war menschlich, der rechte stammte von einem Tier. Im Grunde fügen sie Menschen kein Leid zu, sondern treiben nur allerlei Schabernack mit ihnen. Dem einen tragen sie etwas fort, dem anderen etwas zu. Gerne verstecken sie sich in dunklen Ecken oder im Heu, um Vorübergehende zu erschrecken. Als dienstbare Geister sind sie den Bauern willkommen. Sie helfen bei der Haus- und Feldarbeit, versorgen das Vieh, striegeln und füttern die Pferde, misten den Stall aus und verrichten bei der Ernte die schwere Arbeit. Belohnt werden sie mit einem Schüsselchen Milch, Brotkrumen oder etwas Butter. Sie wollen nicht gesehen werden und arbeiten im Verborgenen. Versucht man, sie heimlich zu beobachten, verschwinden sie auf Nimmerwiedersehen.«

»Was ist mit den Moorgeistern?«, erkundigte sich Lýnn. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ebenso friedfertig sind.«

Die Alte beugte sich weit zu dem neben ihr sitzenden Mädchen hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: »Bösartig sind diese Wesen, die im Moor ihren Tod fanden oder dort begraben sind. Sie wurden gerichtet und ihre Leichen in den Sumpf geworfen oder bei lebendigem Leib ins Moor gejagt. Nicht ratsam ist es, den unrühmlich Verstorbenen zu nahe zu kommen. Für das, was ihnen zu Lebzeiten angetan wurde, wollen sie sich rächen. Sie verwirren deinen Geist und zerren dich in die tückischen Sümpfe. In den finsternen Nächten kann man ihre hohlen, gepeinigten Stimmen und Schreie vernehmen.

Wenn der Nebel dicht über dem Boden liegt oder es braust, weht und stürmt, kann man sie hören. Angst und Schrecken verbreitend fahren sie mit grässlichem Geheul durch das Tal. Ob sie sich in Gestalt eines Hundes, Wolfs oder anderen Tieres zeigen, ihr Erscheinen ist stets gleich schlimm. Einige gleiten, ständig das Aussehen verändernd, wie dunstige Schleier über den Grund, andere reiten hoch zu Ross durch die Nacht und lassen die Peitschen knallen.« Únn hielt kurz inne und räusperte sich. »Eine dieser unholden Gestalten ist Hagazussa, die Zaunreiterin«, sagte sie und konnte das Beben in ihrer Stimme nur mühsam verbergen. »Man hat sie am Rand des Dorfes auf einer Einfriedung sitzen gesehen. Mit einem Bein steht sie in der Welt der Geister, mit dem anderen in dem Land der Menschen. Mühelos wechselt sie von der einen auf die andere Seite und stiftet Unheil, wo sie nur kann. Statt eines Gewands umgibt eine leblose Hülle ihre körperlose Gestalt. Obwohl ihre Augenhöhlen dunkel und leer sind, findet sie stets das Ziel.«

Lýnn stieß einen leisen Schrei aus.

»Nicht so laut!«, warnte die Alte und legte den Zeigefinger auf ihren Mund. »Sie dürfen nicht wissen, dass wir

von ihnen reden, sonst kommen sie und fallen über uns her«, kam es kaum hörbar von ihren Lippen.

In diesem Augenblick erhob sich ein fernes Wehen, das sich schnell zu einem unheilvollen Brausen steigerte. Ein heftiger Windstoß fegte über den See, wühlte die Fluten auf und ließ sie schäumend gegen die Insel donnern. Hastig sprang Únn auf und zog das Mädchen in die Hütte. Während draußen der Sturm tobte und an den Wänden rüttelte, drängten sich die Frauen in der hintersten Ecke ängstlich zusammen. Mit beiden Händen richtete die Moorwurzel den silbernen Hammer gegen die Tür. Wenn der Wind nachließ, meinten sie die Geräusche schlurfender Schritte, das Kratzen und Klopfen unzähliger Hände sowie das Jammern und Stöhnen gequälter Stimmen zu hören.

Nachdem sich das Unwetter ebenso schnell, wie es gekommen war, gelegt hatte, erhob sich die Moorwurzel und trat vor die Tür. »Sie sind fort!«, stieß sie erleichtert aus, »und in ihre dunklen, nassen Gemächer zurückgekehrt. Verflucht sei die unholde Schar, die nichts Gutes bringt. Fast jedes Misslingen oder sonstiges Ungemach ist auf ihr Tun zurückzuführen. Selbst das Vieh auf der Weide ist vor ihnen nicht sicher. Das geisterhafte Gezücht plagt und drückt die Tiere, bis sie schwitzen und stark schnauben und des Morgens ganz zerzaust sind. Es ist schon vorgekommen, dass die Mähnen von Rossen zu Wechselzöpfen verdreht waren.«

Bevor sie weiterredete, sah sich die Moorwurzel vorsichtig nach allen Seiten um. »Es gibt noch weit gefährlichere Wesen: Die Geister der Umhüllung und Umnachtung und die graudüsteren Abendreiterinnen. Aus einem Reich ewiger Finsternis stammen sie und verkörpern das Böse und Unheilvolle in dieser Welt. In den Tiefen der Wälder hausen sie, wo sie sich in dunklen Höhlen oder abgestorbenen Bäumen, die halb vermodert aus den Sumpflöchern ragen, verbergen.«

Lýnn griff nach ihrem Beinlein und drängte sich schutzsuchend an die Alte.

»Die nachtfahrenden Geister und Abendreiterinnen herrschen überall, in der Luft, im Wasser sowie über und unter der Erde«, setzte diese ihre Rede fort. »Auf den Windwolken reitend ziehen die Dunkelgeister durch die Lüfte. Sie erscheinen in unterschiedlicher Gestalt, bald menschlich, bald tierisch, manchmal als furchterregende Ungeheuer mit feurigen Augen, dann wieder als grässliche Scheusale entweder ohne oder mit mehr als einem Kopf. Mit lautem Hörnerton und lang wehenden Haaren fahren sie durch die nächtliche Finsternis, eine Meute jaulender Hunde um sich herum, die sie mit lautem »Hey, Ho!« antreiben. Sie sind darauf aus, Furcht und Grauen in die Welt zu tragen. Krankheiten, Siechtum und Tod sind ihr Werk. In einem einzigen Jahr zauberten sie ein Viehsterben und eine Missernte. Eine Hungersnot mit vielen Toten war die Folge. Sie ergreifen jeden, der nachts unterwegs ist, und quälen ihn zu Tode. Es heißt, dass sie auch kleine Kinder rauben. Man hat die Armen schon mit rotgeweinten Augen in ihrer Gesellschaft gesehen.«

Únn war alt und das lange Reden hatte sie angestrengt. Erst nachdem sie etwas Wasser getrunken hatte, konnte sie fortfahren. »Der Nachtmahr ist einer dieser schrecklichen Wesen. Durch die Astlöcher und Ritzen in der Tür schlüpft er in die Kammer. Vom Fußende wirft er sich auf den Leib des Schlafenden, hält ihm die Kehle zu und nimmt ihm Regung und Sprache, sodass er weder Luft bekommt noch schreien kann. Er hat mich letzte Nacht heimgesucht. Zuerst spürte ich seine Last auf den Füßen, dann auf dem Bauch und endlich auf der Brust und konnte kein Glied mehr rühren. Der Alp ließ erst von mir ab, als es in der Stube hell wurde. Sein Besuch ist vielleicht eine Warnung.«

»Konntest du dich seiner nicht erwehren?«

»Es gibt einen Abwehrspruch, aber der Mahr kam so schnell, dass ich keine Zeit fand, ihn anzuwenden.«

»Verrätst du ihn mir?«, bat Lýnn.

Die Moorwurzel räusperte sich, sah Lýnn prüfend an und raunte dann hinter vorgehaltener Hand:

*»Nachtmahr und Alp,
ich verbiete dir mein Haus
und meine Bettstatt,
bis du über alle Berge gestiegen bist,
alle Wasser durchwatet,
alle Bäume abgeblättert
und alle Ähren gezählt hast.«⁴*

Du sollst ihn zwingen, diese Dinge zu tun. Die ganze Nacht muss er beschäftigt sein, damit er nicht zu dir kommen kann. Wenn der Hahn kräht und der Tag anbricht, besitzt er keine Macht mehr über dich. Diese Nacht werde ich zusätzlich eine Schere vor die Tür legen und eine Kerze anzünden. Der Nachtmahr scheut Messer und andere scharfe Gegenstände, denn sie könnten ihn schneiden. Das offene Licht meidet er aus Angst, sich zu verbrennen.«

Früh am nächsten Morgen ging Lýnn mit einem Krug zum See. Als sie sich niederbeugte, um Wasser zu schöpfen, vernahm sie ein lautes Rauschen. Erstaunt schaute sie auf. Ein Vogel von außergewöhnlicher Größe schoss auf sie zu. Er trug ein schillerndes Federkleid und hielt mit scharfen Augen nach allen Seiten Ausschau. Einer Eingebung folgend verbarg sie sich hinter einem Erlengebüsch. Der Schwarzgefiederte flog an der Insel vorbei und ließ sich nach mehrmaligem Kreisen auf dem abgestorbenen Ahorn nieder. Dort faltete er die Flügel zusammen, wetzte den Schnabel an einem Astholz und hob immer wieder den Kopf, um die Umgebung genau zu beobachten. Sie zählte insgesamt neun dieser Vögel. Als ob sie nur auf die Ankunft des letzten gewartet hätten, erhoben sie sich krächzend und flatterten in Richtung Wolfsschlund.

Das Mädchen füllte rasch das Gefäß und eilte zur Hütte zurück. »Ich habe einen Raben gesehen«, rief sie von weitem. »Er war riesengroß und hat mich erschreckt.«

Únn saß am Feuer und schaute auf. »Schon lange hat man diese Vögel nicht mehr im Tal gesehen. Sie künden Unheil an.«

Lýnn sah sie aus großen Augen an.

»Das Verhalten vieler Tiere ist vorbedeutsam«, erklärte die Moorwurzel und erhob sich. Sie dehnte und reckte sich und ließ die Arme kreisen, dass die alten Knochen knackten. »Früher wusste man das und richtete sich danach.«

Da die Alte gern über vergangene Zeiten sprach, wagte ihre Zuhörerin nicht, sie zu unterbrechen.

Durch Únns Körper ging ein Ruck. Ihre runzelige Haut straffte sich und ihre Augen bekamen einen hellen Schimmer. »Vögel bewegen sich seit Urzeiten im Wind und gelten als eine Erscheinung des Geistigen«, begann sie. »Sie stellen eine Verbindung der Erde mit dem Himmel dar. Wenn sie so hoch hinaufsteigen, dass man sie nicht mehr sehen kann, erfahren sie vielleicht etwas von den Entscheidungen und Absichten der Götter oder werden von diesen als Boten eingesetzt. Deshalb sind sie kundig der Zukunft. Man sieht es daran, dass sie Kenntnisse besitzen, die den unsrigen überlegen sind. Sie erfahren den Beginn des Sommers und des Winters eher als wir und teilen uns den Wechsel der Jahreszeiten rechtzeitig mit. Weite Strecken legen sie zurück, ohne sich zu verirren. Daher sind ihr Flug und seine Richtung bedeutsam. Unsere Vorfahren erfuhren daraus den Ausgang wichtiger Unternehmungen.«

4 Beschwörungsformel zur Vertreibung des Alps. Paul Herrmann, Deutsche Mythologie, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1991, Kapitel Maren- oder Alpgläubere, S. 99

»Was hat das alles mit dem Raben zu tun, den ich gesehen habe?«

»Diese Tiere sind kluge, verständige und scharfe Beobachter. Einst waren sie Freunde der Menschen, weil sie gelehrig sind und einiges von unserer Sprache verstehen. Gezähmt bereiteten sie durch ihr munteres Wesen viel Freude und wurden in so mancher Stube als Haustier gehalten. Aber das ist längst vorbei. Große Kriege überzogen unser Land. In dieser Zeit sah man sie in Scharen auf den Schlachtfeldern bei den Kampftoten hocken. Sie hackten ihnen die Augen aus und setzten durch die so geschaffene Öffnung ihr blutiges Mahl fort. Obwohl sie harte Schnäbel besitzen, vermögen sie weder Haut noch Tierfell zu durchstoßen und sind deshalb auf offene Wunden angewiesen. Deshalb findet man sie häufig in der Gesellschaft von Wölfen, denn diese brechen ihre Beute auf, sodass die Vögel ohne Mühe an das Fleisch herankommen können. Die Nähe zu den Toten, das dunkle Federkleid und die stechend schwarzen Augen machten sie den Menschen unheimlich. Boten des Unheils werden sie heute genannt und sind es wohl auch.«

»Neun habe ich gezählt.«

»Das ist eine zauberische Zahl und verstärkt die Wirkung aller Erscheinungen.«

»Sie versammelten sich auf dem Ahorn.«

Únn griff sich stöhnend ans Herz und sank auf die Bank. »Der Sitz auf dem toten Baum kann den Tod bedeuten«, stammelte sie.

Lýnn blickte die Alte erschrocken an.

»Der Ahorn ist ...«, erklärte die Moorwurzel und sah Lýnn dabei ernst an, »... kein gewöhnlicher Baum..« Durch ihren altersschwachen Körper ging ein Ruck. Die runzelige Haut straffte sich und ihren Augen bekamen einen hellen Glanz. »Wegen der dunkelroten Farbe seiner Blätter nannte man ihn den Blutahorn. Der dreistämmige Baum war in ältester Zeit sowohl Opfer- wie auch Richtstätte. Diejenigen, die sich gegen die Gemeinschaft vergangen und dadurch den Frieden gebrochen hatten, wurden zum Tode verurteilt. Ihre sterblichen Überreste warf man ins Moor, drückte sie mit langen Stangen unter das Wasser und beschwerte sie mit Steinen oder Netzen, weil man fürchtete, sie selbst oder ihre Seelen könnten wiederkehren, um sich an den Lebenden zu rächen. Seit dieser Zeit geistern ihre toten Seelen durch den Sumpf und können keine Ruhe finden. In Endel erzählt man sich, dass eine Frau nach ihrem Tod jeden Abend vor dem Haus ihres Ehemanns erschien. Die Leute liefen zusammen: »Die Pforte zur Hel hat sich geöffnet«, raunten sie.«

»Die Tür zur Hel?«, wiederholte Lýnn fragend.

»Hel ist eine Totengöttin. Ihr Reich tief unter der Erde trägt den gleichen Namen«, sagte die Moorwurzel und kratzte sich unter der Katzenfellmütze, was sie zu tun pflegte, wenn sie erregt war. »Kam ihr Mann heraus«, fuhr sie fort, »deutete die Frau stumm auf die Würgemale an ihrem Hals. Er hatte sie fälschlich des Ehebruchs bezichtigt, weshalb sie zum Tode verurteilt, mit einer Weidenrute erdrosselt und anschließend im Moor versenkt wurde. Erst als man die Leiche aus dem Wasser holte, ihr den Kopf vom Rumpf schlug und beides an verschiedenen Stellen in der Erde begrub, hörten die Besuche der Frau auf.«

Das Mädchen schüttelte sich vor Grauen. Für sie begann hinter dem Ahorn das Reich der Geister, in dem die Seelen der Toten nachts ihr Unwesen trieben und den Wanderer mit Lichtern und Gesang lockten. Folgte er ihnen, fände er aus dem Sumpf nicht mehr heraus und müsste elend ertrinken.

»Es wird seinen Grund haben«, fuhr die Alte fort, »dass sich die Unheilsvögel gerade diesen Baum als Sitz ausgesucht haben.«

»Im Tal sagt man, dass sein verdrehter Wuchs auf dem Wirken dunkler, zauberischer Kräfte beruht. Trollholz nennen sie ihn und trauen sich nicht in seine Nähe.«

»Ich glaube, dass sein Name eher mit dem vielen Blut zusammenhängt, das unter seinen Ästen vergossen

wurde. Woher kam der Vogel?«

»Auf breiten Schwingen flog er über das Wasser«, antwortete Lýnn.

Die Alte erbleichte. »Hinter dem See liegt der Dunkelwald«, murmelte sie und deutete mit ihrem knöchernen Finger zu der düsteren Waldung hinüber. »So vorteilhaft der Wald dem Menschen im Allgemeinen erscheint, so feindlich ist ihm der Dunkelwald. Unwegsam und ohne Ende erstreckt er sich. Geister und Gespenster sollen in seinen Tiefen hausen.«

Lýnn dachte an die Baumwurzeln, die durch das Wasser auf sie zugekrochen waren, und bedrängte die Moorwurzel mit Fragen. Diese hob abwehrend die Hände. Das Erscheinen der Raben, ihr Sitz auf dem kahlen Baum und der Besuch des Nachtmahrs waren besorgniserregende Vorzeichen. Aber solange sie nicht wusste, was sie bedeuteten, durfte sie das Mädchen nicht beunruhigen. »Kümmere dich nicht um das Gerede einer alten Frau«, lehnte sie ab. »Der Rabe wird aus einer anderen Richtung gekommen sein, denn im Wald gibt es kein Leben.«

»Zwischen den Bäumen bemerkte ich eine Bewegung.«

»Dort ist niemand! Seit Menschengedenken steht er leer!«, fuhr Únn ihr schroff über den Mund. Sie schlurfte in die Hütte und kehrte mit einem Schälmesser zurück. »Finde eine nach Norden zeigende, gerade Astgabel. Etwa einen Daumen breit sollte sie sein«, forderte sie das Mädchen auf. »Verletze beim Abschneiden den Baum nicht unnötig. Er wird dir nicht zürnen, denn die Not gebietet es.«

Lýnn ging zu dem Wäldchen und brachte das gewünschte Holz. Sorgfältig entfernte die Alte die Rinde und ritzte unter abwechselndem Raunen und Singen geheimnisvoller Worte eine senkrechte Kerbe mit einem kürzeren, sich nach unten neigendem Schrägstrich in das frische Holz. Dann befestigte sie es so an der Wand, dass es auf die andere Seite des Sees zeigte. »Naudar, die Rune der Not, wird uns schützen«, sagte sie und strich mit einem Finger beschwörend über das Astholz. Dann winkte sie Lýnn zu sich. »Hüte dich vor dem Dunkelwald!«, schärfte sie dem Mädchen ein. »Versprich mir, ihn nie zu betreten. Sonst verschwindest du, als hätte es dich nie gegeben. Das riesige Waldgebiet ist unheilvoll und ein dreimal verfluchter Ort. Halte von nun an Augen und Ohren offen und berichte mir alles, was du siehst.«

»Dicht stehen die Bäume und verwehren den Einblick.«

Die Moorwurzel holte tief Atem. »Nicht nur der Dunkelwald, sondern alle Veränderungen im Tal sind bedeutsam. Schauge hinauf zum Himmel. Die Wolkenfrauen ziehen dorthin, wo das Unglück beginnt. Sieh dir die Wirbel im Fluss und die sprühenden Tropfen am Wasserfall an. Verfolge den Flug der Vögel und lausche ihrem Gesang. Auch das Wehen und Rauschen der Blätter ist wichtig. Beobachte die Tiere. Wittern Reh und Hase eine Gefahr, fliehen sie und suchen Schutz in den Bergwäldern. Nicht wenige verließen bereits das Tal. Auch die Störche meiden seit einiger Zeit die feuchten Wiesen rings um das Moor. Selbst das Quaken der Enten, die sich früher in Scharen auf dem See tummelten, ist verstummt. Achte vor allem auf den Auerhahn. Er ist morgens der erste und scheueste der Waldbewohner. Man sagt, auf jeder Feder sitzt ihm ein Auge. Lange vor dir erkennt er die Bedrohung. Vergiss den Eichelhäher nicht. Versteckt im Schutz der Büsche schwatzt er allerlei ungereimtes Zeug, aber sobald sein warnender Ruf ertönt, gilt es wachsam zu sein. Sei besonders vorsichtig an den einsamen Stellen abseits der Wege. Du kannst nie sicher sein, dort nicht auf Geister oder andere Schreckgestalten zu stoßen.«

5 - Der Pferdegórm

In Endel, der kleinen Siedlung im Thulbatal, verliefen die Tage ruhig und ereignislos wie alle anderen. Man hatte weder den Flug der Raben bemerkt noch von dem Überfall auf die sechs Reiter gehört und ging wie gewohnt der Arbeit nach, die hart genug war und die volle Kraft forderte. Um die hungrigen Mäuler zu stopfen, mussten alle im Haus anpacken und sich krummen Rückens den ganzen Tag über plagen. Jede Hand wurde gebraucht und war sie noch so klein. Nach dem Tagewerk gab es kein Ausruhen. Bauer und Bäuerin, selbst die Kinder, griffen zu Nadel und Spindel. Bis in die Nacht hinein wurde gesponnen und gewebt, und alle waren damit beschäftigt bis zum Grab. Ob man im Winter dicht gedrängt um das Feuer saß oder in der schönen Jahreszeit unter dem schattigen Dach der Linde, stets huschten die Finger flink hin und her. Sobald mehrere zusammensaßen, blieben die Münder nicht untätig. Sie tauschten das Neueste vom Tage aus und plauderten über dieses und jenes. Lachen kam auf und Scherze machten die Runde. Einer stimmte ein Lied an, die anderen fielen ein. Die Menschen waren trotz ihrer schweren Arbeit frohen Herzens. Das erkannte man daran, dass sie mit Freude sangen. Nur diejenigen, die das Leben lieb hatten, waren dazu in der Lage.

Das Dorf bestand aus gut einem Dutzend niedriger, langgestreckter Häuser, die einhundert Bewohnern ein Dach über dem Kopf boten. Man hatte sie zweckmäßig und einfach aus Holz gebaut und das Flechtwerk zwischen den Balken mit Lehm verschmiert und weiß getüncht. Jedes stand für sich, war nach Süden hin, der Sonne zu, ausgerichtet und besaß ein eigenes, heckenumsäumtes Gärtchen, in dem Blumen wuchsen und Gemüse angebaut wurde. Da sich die Bauern das teure Glas nicht leisten konnten, hatten sie vor die Fenster dünne, durchsichtige Tierhäutchen gespannt. Die Dächer bestanden aus mehreren Lagen Schilf und waren zum Schutz vor Unwetter an den Seiten tief herabgezogen. Auf ihnen nisteten im Sommer drei, bisweilen auch vier Storchenpaare. Mitten auf dem Dorfplatz erhob sich ein mächtiger Lindenbaum und breitete seine knorrigen Äste wie die Speichen eines Rades aus. Der Stamm war so umfangreich, dass ihn fünf Männer nicht umfassen konnten. Die Linde war uralte Flechten und Moos hatten die Borke mit grünlichem Grau überzogen.

Die Bauern hatten ihre Häuser auf einem langgestreckten Rundhügel errichtet, der an drei Seiten von der Thulba umflossen wurde. Von der höchsten Stelle konnte man bis zum Wildenloh am Taleingang sehen. Dort, am Rand eines sumpfigen Waldes, stand der Großknecht Viggi und betrachtete wütend seine zerstochnen Arme und Beine. Es hatte vor kurzem geregnet und bei dem schwülen Wetter standen die Mücken und Bremsen in hohen Säulen über den fauligen Wassern und schwirrten wie verrückt. Er nahm den Strohkorb mit dem Honig auf, den er für den Berghof gesammelt hatte, schnallte ihn fest auf den Rücken und rannte los, wobei er mit den Händen wild um sich schlug, um die Blutsauger zu vertreiben. An der Schafskoppel stutzte er. Der Hütehund, der sonst jeden Ankömmling mit Gebell begrüßte, schlug nicht an. Der Großknecht trat an das Gehege und öffnete das Tor, blieb aber nach wenigen Schritten wie vom Schlag getroffen stehen. Hinter dem Gebüsch lag der Wachhund in einer Blutlache. Die Wunden an Hals und Nacken klafften so groß, dass man eine Faust hineinlegen konnte. Ungutes ahnend ging Viggi weiter. Allen zweiundzwanzig Muttertieren und ihren dreizehn Lämmern waren die Kehlen durchgebissen worden.

Viggi machte kehrt und stürmte den Dorfhügel hinauf. »Alle Schafe sind tot!«, brüllte er von weitem.

Den aus den Häusern laufenden Bauern schrie er aus vollem Hals entgegen: »In ihrem Blut liegen sie auf der Weide. Die ganze Herde!«

Eine Bauersfrau schlug die Hände über dem Kopf zusammen: »Das war unser gesamter Besitz! Von was

sollen wir in Zukunft leben?«

»Sei still, Weib, und hör auf zu jammern!«, rief der Mann neben ihr und packte Viggi an der Brust: »Wer hat das getan?«

»Wölfe!«, stieß dieser gepresst aus. »In der Nacht müssen sie über die Schafe hergefallen sein.«

»Woher sind sie so plötzlich gekommen?«, erkundigte sich ein Bauer und rammte die Mistgabel zornig in den Boden. »Seit Jahren sah man keine mehr im Tal.«

Der neben ihm Stehende nickte. »Wir hatten sie so gut wie ausgerottet.«

Viggi vertrieb die Bremsen, die seinen Kopf umschwirten, und zuckte die Schultern. Dazu konnte er nichts sagen. Vielleicht wusste sein Herr eine Antwort. Er verließ die Bauern und stieg zu dem höhergelegenen Berghof hinauf. Dorthin war gerade ein von einem Ochsen gezogener Karren unterwegs. Laut knirschten die Eichenräder über den steinigen Grund, bis sie mit einem knarrenden Geräusch vor der Scheune stehen blieben.

Górm, ein starkknochiger Mann mit offenem Gesicht, großer Nase und kräftigem Kinn, sprang vom Wagen. Seine Haare waren kurz geschnitten und hinter den Ohren glattrasiert. Er jagte die herumlaufenden Hühner und Gänse mit einigen Fußritten fort und befahl dem Gesinde und den Kindern, das Heu in die Scheune zu schaffen.

»Viel ist es nicht«, brummte er, während er abschätzend die Wagenladung betrachtete. Es gab gute, weniger gute und schlechte Jahre. Dieses war mit Abstand das schlechteste. Obwohl wie verrückt gewachsen, war das Gras in dem verregneten Sommer nie ganz getrocknet und das meiste verdorben. Er schnallte den breiten Ledergürtel enger, spannte den Ochsen aus und brachte ihn in den Stall. Beim Gehen zog er ständig den linken Fuß nach, denn erst vor kurzem hatte ihn der Schlag getroffen.

Viggi hatte inzwischen den Berghof erreicht und die Honigwaben bei der Bäuerin abgegeben. Górm traf er vor dem Stallgebäude und berichtete in schnellen Worten von der Bluttat auf der Schafweide. Der Herr des Berghofs konnte sich auch nicht erklären, woher die Wölfe kamen. Als einst harte Winter die hungernden Tiere aus den Wäldern getrieben hatten und sie über Schafe und Hühner hergefallen waren, hatten sich die Dorfbewohner erbittert gewehrt. Sie hatten selbst nicht genug zu essen. Ein langer, gnadenloser Kampf begann. Anfangs verscheuchte man das Wolfspack mit Geschrei und drohend erhobenen Armen, später begann man, sie mit Steinen und Knüppeln von den Herden fernzuhalten. »Schlagt die Schaf- und Schweinemörder tot!«, riefen die Bauern, sobald sich einer zeigte. »Das sind blutrünstige Räuber! Sie reißen mehr, als sie fressen können. Nie wieder sollen sie in die Schafe fallen!« Ihre unstillbare Gier, das blitzschnelle Zuschlagen sowie das Auftreten in immer größeren Rudeln löste bei den Menschen Furcht und Schrecken aus. Sie züchteten große und starke Hunde, die darauf abgerichtet waren, die Wölfe zu töten. Diese zogen sich in die unzugänglichen Täler und Hochwälder der Hornberge zurück. Jetzt waren sie wiedergekommen und niemand wusste warum.

Górm nahm die aus Pferdehaar gewirkte Mütze ab und verscheuchte damit die um ihn surrenden Plagegeister. Mit den Bauern im Dorf hatte er kein Mitleid. Er züchtete Pferde und besaß keine Schafe, hatte aber geraten, diese nachts zu bewachen. Und das hatte er nicht nur einmal gesagt. Er schüttelte den Kopf und begab sich in den hinteren Teil des Hofes. An der Schlehenhecke, die er zum Schutz vor Blitzschlag und unholden Talbewohnern rings um das Haus gepflanzt hatte, blieb er stehen, kratzte sich hinter dem Ohr und ließ den Blick über die höher liegenden Hänge gleiten.

Dort oben lag ein gutes Stück Land. Zwar konnte man keine Rüben oder Gerste anbauen, weil der Boden die Erde nicht hielt, aber als Weideland war es gut geeignet. Seine Vorfahren hatten die Bollweiden, wie sie genannt wurden, durch Brandrodung gewonnen und sich auf die Pferdezucht verlegt. Darauf war er stolz und bemüht, das Geschaffene nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren. Sein Ehrgeiz bestand darin, die besten Rosse, auserlesene Hengste und Stuten, flink wie Falken, stark, kühn und leicht zu lenken, zu züchten. Da er mit den

Tieren gut umzugehen verstand und wie kein anderer ihre Ausdauer und Schnelligkeit beurteilen konnte, wurde er Pferdegórm genannt.

Hinter den Bollweiden stiegen die Hänge steil an. Die Berge schirmten das Dorf von der übrigen Welt ab. So blieben seine Bewohner von den Ereignissen verschont, die jenseits des Gebirges vor sich gingen. Nicht viel Gutes hatte Górm in letzter Zeit gehört. Das Reisen von Ort zu Ort war eine gefährliche Angelegenheit geworden. So mancher Wanderer war gesund aufgebrochen, am Ziel jedoch nie angekommen. Raub und Diebstahl hatten zugenommen. Besonders schlimm traf es das Vieh auf der Weide. Kein Monat verging, ohne dass ein Tier spurlos verschwand. Es war eine arge Zeit, und der Pferdezüchter hoffte, dass sein Tal von diesen Dingen verschont bliebe.

Der Herr des Berghofs blickte noch einmal zu den Bollweiden hinauf. Alewild, seine älteste Tochter, hätte längst zurück sein müssen. Endlich sah er ihren wippenden, rotblonden Haarschopf. Auf einem Rappschimmel jagte sie den Hang hinunter. Als sie ihn sah, schwenkte sie die Arme und rief: »Hey Ho, Hey Ho!« In raschem Galopp hielt sie auf ihn zu und zügelte das Pferd erst kurz vor ihm.

»Wo bist du so lange gewesen?«

Mit glühenden Wangen sprang sie ab. »Ich habe die Pferde in die Koppel getrieben, wie du es befohlen hast. Die Stute sieht nicht gut aus.«

»Was ist mit ihr?«

Sie wich seinem Blick aus und verbarg das Gesicht hinter den Haaren. »Auf der Weide ...«

»Ist die Scheckige verletzt?« Górm ahnte nichts Gutes. Er kannte das Ungestüm seiner Tochter.

»Ein Hengst verhielt sich unruhig, riss den Kopf hoch und schlug mit der Hinterhand aus. Ein böser Geist muss in ihn gefahren sein, denn er buckelte in einem fort und sprang wie von Sinnen herum. Ich saß auf, packte seine Mähne und versuchte ihn zu bändigen. Er bäumte auf und raste los. Die anderen hinterher. An der Senke drängten sie die Scheckige in die Weißdornhecke.«

»Alewild! Wie konntest du ein Pferd mitten in der Herde reiten!«

Er haute ihr eine an die Ohren, dass sie lang hinschlug. Der Pferdezüchter konnte sich vorstellen, wie ein Tier aussah, das in vollem Lauf in die Dornen geraten war.

Er spuckte aus und fluchte. Bald fand das alljährliche Erntefest statt. Dieses Mal war es ein ganz besonderes Ereignis, denn es jährte sich zum hundertsten Mal. Man hatte nicht nur die Waldbauern aus Hornbach, sondern auch die Leute aus Veen eingeladen. Górm sah eine gute Gelegenheit, die Kraft und das Feuer seiner Jungtiere vorzuführen und vielleicht einen günstigen Handel abzuschließen. Aber diese nichtsnutzige Göre hatte eines seiner besten Tiere zuschanden gejagt.

Verärgert blickte er seiner Tochter nach, die auf dem Weg zum Wohnhaus absichtlich durch die Pfützen hüpfte, dass es nach allen Seiten und an ihre nackten Waden spritzte.

»Kinder!«, brummte er und schlug nach einer Bremse, die ihn am Hals stechen wollte. Sie waren kaum zu gebrauchen, wimmelten auf dem Hof herum und standen nur im Weg. Es lohnte nicht, sich mit ihnen abzugeben oder sie gern zu haben, denn oft hing es vom Zufall ab, ob sie die ersten Jahre überlebten. Er nahm sie erst wahr, wenn sie zu richtiger Arbeit taugten. Bei Alewild verhielt es sich anders. Ihre Augen waren die schönsten, die er jemals gesehen hatte. Sie sprühten vor Unternehmungslust und Lebensfreude. Sah sie die Menschen an, wurde jeder in den Bann gezogen und mitgerissen. Sie konnten aber auch wild und brennend schauen. Dann handelte sie ohne zu überlegen und bedachte nicht die Folgen. Ob es an ihren Augen oder der offenen, ehrlichen Art lag, wusste er nicht, jedenfalls sah er sie gern um sich. Er hatte sie mit auf die Weide genommen und ihr alles über die Pferdezucht beigebracht. Sie hatte rasch gelernt und im Zureiten bald eine

solche Übung erlangt, dass er ihr diese gefährliche Tätigkeit ganz überließ.

Als er ihr ein Fohlen schenkte, hätte er ihr keine größere Freude bereiten können. Sie umsorgte und putzte es, bis das Fell glatt lag und glänzte. Sie schmuste mit ihm, kraulte seine Ohren und schlief bei ihm im Stall. Dreimal am Tag gab sie ihm Heu, zu besonderen Gelegenheiten auch Hafer. Zwischen ihnen entwickelte sich eine enge Vertrautheit. Sie nannte es Alswinn, das allkluge Ross. Mit der Zeit wuchs es zu einem munteren Rappschimmel heran und machte seinem Namen alle Ehre. Es war verständig und klüger als andere Pferde und folgte bereits der geringsten Bewegung. Schaute sie nach links, wandte es sich in diese Richtung, und lief los, wenn sie mit der Zunge schnalzte. Sie sprach oft mit ihm, und es tat, als verstünde es jedes Wort. Es stellte beide Ohren auf und nickte oder legte sie nach hinten und schüttelte den Kopf. War sie einen Tag nicht bei ihm, lief es bis an den Hof, wieherte und scharrte so lange mit den Hufen, bis sie zur Tür kam.

Unterdessen hatte Górms Tochter das Wohnhaus erreicht. Den größten Teil des Inneren nahm der Stall ein, in dem im Winter eine Kuh, der Ochse und die Pferde standen, um die Menschen zu wärmen. Den Bewohnern blieb nur ein durch eine Flechtwand abgetrennter Raum, in dem Tag und Nacht das Feuer brannte und in dem sie arbeiteten, aßen und schliefen. Hier drängten sich abends alle – ihre Eltern, drei ältere Brüder, die vier jüngeren Schwestern und das Gesinde. Es gab keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen oder für sich zu sein. Sogar das Bett musste sie sich mit zwei Schwestern teilen. Besonders arg war es im Winter, wenn alles im grimmen Frost erstarrte und man die Tür nicht öffnen durfte. Zwischen den Beinen wimmelten Hühner, Ziegen und grunzende Schweine und verbreiteten keinen angenehmen Geruch. Der Herdraum war stets voller Rauch, denn dieser zog nur bei einer bestimmten Windrichtung durch das Firstloch ab. Die ganze Stube starrte vor schwarzem Ruß – Wände und Decke, Tisch und Bänke, selbst die Menschen sahen wie geräuchert aus.

Als sie sich an das flackernde Licht der Kienleuchte gewöhnt hatte, galt der erste Blick ihrer Schlafstätte. Unter dem Bettkasten hatte sie einmal einen kleinen, rothaarigen Kobold gesehen, wie er in dem Eingang einer unterirdischen Höhle verschwand. Seitdem stellte sie jeden Morgen ein kleines Stückchen Brot und etwas Milch auf einem Teller bereit. Heute waren die Speisen unberührt. Vielleicht schlief das kleine Kerlchen noch.

Ihre Mutter saß in der Mitte des Raums an der Feuerstelle und drehte die Spindel. Dieser Platz war der schönste und wichtigste im ganzen Haus. Man überschaute den ganzen Raum, hatte die Eingangstür und einen Teil des Stalls im Blick, konnte die Kinder hüten sowie das Vieh im Winter beobachten und dabei Spinnen oder Kochen. Góda war eine kleine, hagere Frau mit klaren Gesichtszügen. Das in der Mitte gescheitelte, straff nach hinten gekämmte Haar verlieh ihr ein strenges Aussehen, das im Gegensatz zu ihren gütigen Augen stand. Sie trug einfache Holzschuhe und ein bis zu den Knöcheln reichendes, schlichtes Wollkleid. Die Schlüssel an ihrem Gürtel wiesen sie als Herrin des Hofes aus. Das einzige Schmuckstück war ein etwa daumenbreiter Ring aus geflochtenen Rosshaaren, den sie an der linken Hand trug. Ihr Oberkörper war über die Arbeit gebeugt, während die Finger flink die Fasern zupften und drehten. Als ihre Tochter zur Tür hereinkam, ließ sie die Hände sinken und blickte auf.

»Wie siehst du aus?«, begrüßte sie ihr Kind.

Alewild stand barfuß vor ihr und blickte trotzig zu Boden. Die nackten Beine waren mit Dreck bespritzt, Hemd und Rock klebten verschwitzt am Leib.

»Deine Haare!« Góda seufzte. »Schließ den Mund und atme durch die Nase.« Obwohl ihre Tochter mit sechzehn Wintern das heiratsfähige Alter erreicht hatte und sich ihre weiblichen Formen deutlich unter dem ärmellosen Hemd abzeichneten, achtete sie wenig auf ihr Äußeres. Sie war schlank und gerade gewachsen. Das rotblonde Haar fiel ihr meist windzerzaust über die Schultern. Band sie es hoch, sah man das schmale

Gesicht, den langen Hals und ihre ganze Anmut. Ihre Wangen sowie Schultern und Arme waren von der Sonne und der frischen Luft gebräunt. Das Mädchen war so voller Leben, so fröhlich und unbeschwert. Ihre Augen konnten die Leute begeistern und für sich gewinnen. Sah Alewild sie an, meinten diese, sie schau geradewegs in ihr Herz und nichts blieb ihr verborgen. Funkelten ihre Augen allerdings zornig, war es ratsam, ihr nicht zu nahe zu kommen.

Obwohl zur Abwehr schadenbringender Geister Korn, Milch und Eier bereitstanden und darüber hinaus ein Licht angezündet worden war, hatte Góda den folgenschweren Vorfall bei Alewilds Geburt nicht verhindern können. Aus Sorge um ihre Tochter hatte sie Stillschweigen darüber bewahrt und sich bemüht, sie zu einem ruhigen und besonnen Menschen zu erziehen und sie von allen Gefahren fernzuhalten. Aber ihr Kind besaß einen eigenen Kopf, der voller verrückter Einfälle steckte. Es fiel Alewild schwer, Lehren anzunehmen oder sich unterzuordnen. Stets wollte sie selbst bestimmen und Anführerin sein. Warnungen und Ermahnungen schlug sie in den Wind. Sobald sich eine Gelegenheit bot, verließ sie den Hof. In die freie Landschaft zog es sie, wo der Wind über die offenen Fluren strich. Neues wollte sie entdecken und Abenteuer erleben. Die Neugier lockte sie dorthin, wo sie noch nie gewesen war. Ihre Wanderungen führten sie bis in die entlegensten Winkel des Thulbatal. Auf einem dieser Ausflüge hatte sie in der Nähe des Tannenmoorsees ein scheues, dunkelhaariges Mädchen kennengelernt. Inzwischen war Lýnn ihre beste Freundin geworden.

Góda hatte bei ihrer Tochter einen starken Drang nach Veränderungen festgestellt. Diese war hinter etwas her, das sie selbst nicht wusste. Tief in ihrem Herzen spürte die Mutter, dass es die Suche nach sich selbst war, die sie beschäftigte. Sie brauchte eine Aufgabe, die sie ausfüllte und dem Leben Sinn und Richtung wies.

Góda holte tief Luft. Warum konnte ihre Tochter nicht wie die anderen ihre Bestimmung in den häuslichen Arbeiten sehen? Aber zu Haus- und Feldarbeit taugte sie nicht. Das Verspinnen von Wolle und Flachs langweilte sie ebenso wie Weben, Nähen oder Stricken. Das Unauffällige, das Tag für Tag getan werden musste, lag ihr nicht. Die Mutter hoffte, dass sich das durch eine Heirat ändern würde. Garulf, ein junger Bursche aus dem Dorf, besaß gesunde Ansichten, war tüchtig, verlässlich und, was das Wichtigste war, als Erbe des väterlichen Hofes imstande, für sie zu sorgen. »Du bist zu einer jungen Frau herangewachsen, die bald den Brautlauf feiern wird«, sagte sie zu ihrer Tochter. »Aber sieh dich an! Deine Arme und Beine sind schmutzig und auch das Hemd ist nicht mehr sauber. So wird dich niemand zur Frau nehmen.«

Alewild hatte sich schon einige Male verstohlen im Spiegel betrachtet und festgestellt, dass sie kein Kind mehr war, aber von einer Heirat wollte sie nichts wissen. Wie schön sie einmal sein wird, dachte Góda, doch laut sagte sie: »Steh dir nicht die Beine in den Bauch, sondern mach dich nützlich. Kehre die Stube, streue frischen Sand und vergiss nicht, vorher Tisch und Bänke zu scheuern.«

»Ich habe heute noch nichts gegessen.«

Góda deutete mit dem Kopf zu dem Topf, der am Kesselhaken über dem Feuer hing.

Alewild hob den Deckel und rümpfte die Nase. »Steckrüben!«, maulte sie. »Die ganze Woche nur Eintopf!« Sie trat an den Bettkasten, hob den Brotkanten vom Teller auf und verstaute ihn in ihrer Tasche. Dann holte sie den Reisigbesen aus der Ecke und fuhr damit so heftig über den Fußboden, dass der Staub in dichten Wolken aufwirbelte.

Góda musste husten. »Wasser! Nimm Wasser!«, schimpfte sie und drohte mit dem Finger.

Alewild ging zum Brunnen und sah vorsichtig über den Rand. Unten saß ein Geist namens Mädje, der sich mal als schwarze Katze, mal als dreibeiniger Hase oder als einbeiniges Huhn zeigte. Einmal war ihr nach dem Schöpfen etwas auf den Rücken gesprungen und hatte sie in den Nacken gefasst und geschüttelt. Schnell hatte sie danach gegriffen und es herunter gezerrt. Als sie sich umblickte, hatte sie einen Hasen mit drei Beinen in den

Brunnen schlüpfen sehen. Seitdem nahm sie sich beim Wasserholen in Acht und warf jedes Mal einen Stein hinein, denn es hieß, der Mäde würde die Kinder sonst in den Brunnen ziehen.

Als sie mit der Arbeit fertig war, lief sie, um weiteren Aufträgen zu entgehen, rasch zur Thulba hinunter, wo die Jungen und Mädchen des Dorfes damit beschäftigt waren, Wiesenblumen zu flechten. Kürzere Ketten sollten die Handgelenke, längere den Hals zieren. Für den Kopfschmuck wurden mehrere übereinandergelegt und mit roten oder gelben Bändern zusammengebunden.

Alewild setzte sich zu ihren Freunden. Ihr Kranz war zur Hälfte fertig, als sich ein Schwarm Raben auf der Wiese niederließ. Sie nahm ein Stück Brot aus der Tasche und hielt es den Vögeln mit leicht ausgestreckter Hand hin. Einer hüpfte heran, pickte aber nicht auf die Krümel, sondern hackte sie in ihre Hand. Sie zog sie mit einem Schmerzschrei zurück. Der Rabe drang vor und hieb mit seinem scharfen Schnabel weiter auf sie ein. Als sie ihn verscheuchen wollte, fiel die ganze Vogelschar über sie her und ließ erst von ihr ab, als die Jungen und Mädchen zu Hilfe kamen.

»So böseartig und angriffslustig habe ich diese Vögel noch nie gesehen«, stammelte Alewild.

»Bist du stark verletzt?«, erkundigte sich eines der Mädchen.

Alewild schüttelte den Kopf und ging zum Fluss, um das Blut abzuwaschen. Als sie bis zu den Knien im Wasser stand und sich bückte, ertönte ein vielstimmiger Schrei. »Das darfst du nicht! Das ist verboten!«

Alewild kümmerte sich nicht um darum und reinigte in aller Ruhe ihre Hand. Zurück am Ufer drehte sie sich um und streckte die Zunge heraus.

»Weißt du, wer zum Fest kommen wird?«, wurde sie von einem Jungen gefragt, als sie sich wieder gesetzt hatte.

Sie tat, als habe sie nichts gehört.

»Héremon, der Fürst aus Heorot!«

»Ihr dummen Gänse. Das weiß ich schon lange.«

»Er muss ein bedeutender Mann sein«, meinte ein anderer.

Alewild war noch nie einem so hohen Herrn begegnet, hatte aber eine umso genauere Vorstellung von seinem Aussehen. »Hoch gewachsen und stattlich ist er anzusehen«, schwärmte sie mit glänzenden Augen, »dazu edel, vielberühmt und hochgefeiert. Ein großes Gut besitzt er und ein prächtiges Haus. Er ist ebenso tapfer wie kühn und trägt leuchtende Waffen. Auf einem feurigen Rappen reitet er ...«

Die Mädchen fingen an zu glucksen und zu prusten, bis sie nicht mehr an sich halten konnten und in ein lautes Gelächter ausbrachen. Górms älteste Tochter war bekannt dafür, dass sie sich wundersame Dinge einbildete und noch dazu daran glaubte.

Da es sich herumgesprochen hatte, dass sie bald einen Bauernburschen aus dem Dorf heiraten würde, neckte man sie mit dem Ruf »Langes Leben, langes Leben, und ein schöner Mann daneben«. Alewild bekam einen roten Kopf, schleuderte ihren halb fertigen Kranz fort und stürzte sich auf den Jungen, der am lautesten geschrien hatte. Eine heftige Balgerei begann. Sie kämpfte wie eine Wildkatze, kratzte und biss, bis ihr Gegner heulend das Weite suchte.

Alewild kehrte nicht zum Berghof zurück, sondern suchte die hinter dem Haus stehende Weißbirke auf. Der schöne Baum ragte aus einer Buschgruppe hervor und war inmitten einer Wiese als Rastplatz für die Vögel stehengeblieben. Noch etwas außer Atem lehnte sie sich an den hellen Stamm, streckte ein Bein aus, winkelte das andere an, legte die Hand darüber und spielte gedankenverloren mit den Holzringen, die sie um den linken Fuß trug.

Lýnn hatte ihr gezeigt, wie man sie anfertigte. Mit Bedacht und Einsicht in die Eigenschaften des Holzes hatte die Freundin den Auswuchs eines Eibenstamms gewählt, weil er an dieser Stelle aus zusammengewachsenen Fasern bestand und nicht leicht splitterte. Sie hatte ihn ausgehöhlt und geglättet und die Birkenrune für Mutterschaft eingeritzt.

Alewild schüttelte den Fuß, dass die Ringe klapperten. An Heiraten dachte sie nicht. Sie war jung und das Leben lag vor ihr. Frei wie ein Vogel wollte sie sein, in die Welt hinausfliegen und Neues und Aufregendes kennenlernen. Sehnsüchtig schaute sie zu den Hornbergen hinauf. Für sie begann hinter den Gipfeln ein Land voller Geheimnisse und Abenteuer. In dem abgeschiedenen Thulbatal fühlte sie sich eingeengt. Langweilig vergingen die Tage, aber Arbeit wartete ohne Ende auf sie.

Sie pflückte eine Wiesenblume und nahm sie in den Mund. Während sie den Stängel zwischen den Zähnen drehte, wanderten ihre Blicke das Tal hinauf. Ganz am Ende erstreckte sich in einem Talkessel das weitläufige Tannenmoor, auf dessen größter Insel die Hütte ihrer Freundin stand. In der Sommerzeit war sie oft dort gewesen, obwohl ihr die Gegend wegen der Geister nicht ganz geheuer war. Ein Mann halte sich am See auf, erzählten sie im Dorf. Ein schöner, stattlicher Kerl mit gerollten schwarzen Haaren und einem kurzen, krausen Bart. Bis zur Hüfte solle er aus dem Wasser ragen und mit einem Haken nach den Kindern greifen, die dem Ufer zu nahe kamen. Nur an einem bestimmten Tag durften sie den See wieder verlassen und für kurze Zeit spielen. Aber er passe genau auf. Zeige sich jemand – husch, waren alle wie vom Erdboden verschwunden. Alewild hatte das dunkelhaarige, stille Mädchen von Anfang an gemocht und sich schnell mit ihr befreundet. Sie hatte die neue Freundin mit auf die Weide genommen und das Reiten beigebracht, diese ihr viel über die geisterhaften Bewohner des Tals erzählt.

Alewild verzog missmutig den Mund und schaute zur Thulba hinab. Der kleine Fluss bildete die Grenze im Tal. Keiner durfte sie überschreiten und niemand den Wald auf der anderen Seite betreten. Vor langer Zeit hatten es vier junge Burschen gewagt. Zwei waren verwirrt des Sinnes, die anderen gar nicht zurückgekommen. Es hieß, einst habe ein Bauer einen aus einem Sumpfloch jenseits des Flusses entstiegene schwarzen Gaul vorgespannt. Der sei frisch und gewaltig vorgegangen, aber weder Pflug noch Pflüger habe man jemals wiedergesehen. Der Dunkelwald gehöre einer andersartigen Welt an, warnten die Bauersleute. Freundlich konnte sie nicht sein, denn wenn der Wind über die Wipfel strich, rauschten und knarrten die Bäume und schüttelten unheildrohend die Äste.

Das rothaarige Mädchen erhob sich. Im Inneren des Waldes sollte es Geister und Trolle geben. In Gedanken war sie oft in dem dunklen Tann gewesen, war auf Zwerge gestoßen, die sie ergreifen und in Erdhöhlen einsperren wollten, und hatte mit Baumgeistern und langhaarigen Waldweibern gekämpft. Am Ende war sie stets siegreich und mit Schätzen beladen zurückgekehrt.

IMPRESSUM
1. Auflage 07/2020

© by Matthias Sollmann
© by Hybrid Verlag, Homburg

Alewild
Mythologischer Roman

Autor: Matthias Sollmann
Lektorat: Antonia Grafweg
Korrektorat: Petra Schütze
Buchsatz: Anna-Lena Diel

ISBN Taschenbuch: 978-3-946-82091-8

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.